



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

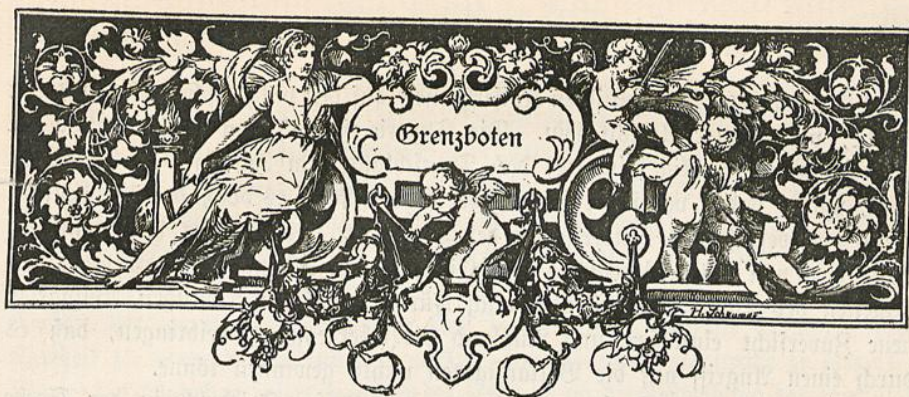
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fremde Einflüsse im Reiche.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Fremde Einflüsse im Reiche.

von Bismarck - Rusch.



ie „Kanzlerkrisis,“ d. h. die Frage, ob Bismarck oder ob der Battenberger in maßgebenden Kreisen schwerer wiegen wird, dauert, nachdem sie scheinbar plötzlich über uns hereingebrochen ist, in dem Augenblicke, in welchem wir schreiben, noch fort. Die Lösung der Frage, die, genauer bezeichnet, dahin geht, ob der Erhospodar von Bulgarien nach dem Willen und auf Betreiben der Königin von England in die hohenzollernische Dynastie, das deutsche Kaiserhaus, hineinheiraten soll, obwohl der Reichskanzler es dringend widerraten hat und bei Nichtbeachtung der von ihm dagegen geltend gemachten Gründe seine bisherige Stellung nicht wohl weiter ausfüllen kann, ist zwar aufgeschoben worden, aber noch nicht so weit vorgerückt, daß mit Bestimmtheit ein Ausgang zu hoffen wäre, wie ihn patriotische Herzen erschnen. Inzwischen ist die Angelegenheit in der Presse mehrfach mißverstanden oder absichtlich verdunkelt und ihres eigentlichen Charakters entkleidet worden. Ein Beispiel liegt uns in der Times vor, in welcher wir vor einigen Tagen lasen: „Fürst Bismarck mag wohl mit einiger Besorgnis auf die Möglichkeit blicken, daß ein Schwiegersohn des deutschen Kaisers und eine vom Zaren gehakte Persönlichkeit eine starke Stellung in einem Lande einnimmt, welches Europa bereits an den Rand des Krieges gebracht hat. Kaiser Friedrich ist jedoch mindestens ein gleich aufrichtiger Freund des Friedens wie Fürst Bismarck und vollständig befähigt, die Folgen abzumessen, die sich aus der Heirat seiner Tochter ergeben können.“ Er wisse, so meint das Blatt weiter, sehr wohl, daß es ein vergebliches Bemühen sein würde, Rußlands Wohlwollen durch Berücksichtigung russischer Wünsche und Vorurteile zu erkaufen; Rußland werde vielmehr Deutschland gegenüber seine unfreundliche, ja drohende Haltung bewahren. Überdies könne man über die Wirkung, welche die etwaige Vererbung

Grenzboten II. 1888.

eines Verwandten des deutschen Kaiserhauses auf den bulgarischen Thron haben würde, verschiedner Ansicht sein. Die Theorie freilich, an welcher Bismarck vielleicht zu hartnäckig festhalte, daß Deutschland kein Interesse an Bulgarien habe, würde damit vernichtet sein. Aber Thatsache sei es doch, daß das deutsche Reich ein wesentliches Interesse an der Wohlfahrt des Staates habe, für den Bulgarien von hoher Bedeutung sei. Eine offenere Übernahme der Verantwortlichkeiten des Bündnisses mit Oesterreich würde Rumänien ermutigen, Bulgarien neue Zuversicht einflößen und Rußland die Überzeugung heibringen, daß es durch einen Angriff auf die Balkanstaaten nichts gewinnen könne.

Hierzu ist zunächst kurz zu sagen, daß Kaiser Friedrich in der Sache wesentlich dasselbe denkt und will wie sein Kanzler, daß unser Verbündeter in Oesterreich-Ungarn an Bulgarien kein so wichtiges Interesse nimmt, wie das Londoner Blatt vorgiebt, und daß letzteres das Bedürfnis des Doppelstaates an der Donau nur vorschleibt, um das englische zu verhüllen, den Wunsch und die Hoffnung, das deutsche Reich werde im Falle einer Verbindung des Prinzen Alexander von Battenberg mit der Tochter des Kaisers Friedrich die Wiederkehr des Prinzen, des Organs der britischen Politik am Balkan, auf den Thron Bulgariens ermöglichen und ihm diese Stellung gegen Rußland sichern, oder wenn das zu viel wäre, die Heirat werde wenigstens die Beziehungen des Berliner Hofes zu dem in Petersburg trüben und erschüttern, womit dem englischen Interesse zwar nicht in gleichem Maße, aber zunächst indirekt und für die Zukunft direkt ebenfalls gedient sein würde. Kurz, wir sollen wieder einmal an den englischen Wagen gespannt, wieder einmal bewogen werden, den Engländern die Kastanien, die sie zu heiß finden, um sie mit eigener Hand anzufassen, aus dem Feuer zu holen. Wir sagen: wieder einmal; denn der Versuch ist nicht der erste, er ist vielmehr schon oft angestellt worden, er gehört zu dem Systeme der englischen Politik im Auslande, das darin besteht, die natürlichen Gegner derselben womöglich in erster Reihe durch festländische Mächte in Schach halten und bekämpfen zu lassen und letztere überhaupt unter dem Vorwande, sie dienten damit sich selbst, zur Förderung der britischen Interessen zu gewinnen. Diese Politik, deren Ziel man einst hinter dem Ausdrucke *balance of power* verberg, wurde zuerst deutlich in einer Rede ausgesprochen, mit welcher Georg II. im Juli 1727 das Parlament vertagte, und in welcher der König seine Befriedigung darüber kundgab, sein Volk in gedeihlichem Zustande zu sehen, *holding the balance of Europe*, d. h. die Wage in der Hand haltend und im englischen Interesse den Ausschlag gebend.*) Vorher schon hatte man im spanischen Erbfolgekriege dieses Ziel im Auge gehabt, wenn England auch bei dem Abschluß von Bündnissen zu dessen Erreichung die Bedrohung der Ruhe und Freiheit ganz Europas durch Frank-

*) Vergl. E. Bucher, „Über politische Kunstausdrücke,“ Deutsche Revue, Septemberheft 1887.

reich vorwendete. Der am 7. September zwischen England, Österreich und Holland abgeschlossene Vertrag sagt: „Die Franzosen und Spanier würden allen fürchtbar werden und die Herrschaft über Europa leicht an sich reißen.“ Und zu Eingange des am 11. November desselben Jahres zu stande gekommenen Bündnisses zwischen England und Holland heißt es noch bestimmter: „Nachdem der König von Frankreich sich zum Herrn der ganzen spanischen Erbschaft zu Gunsten seines Enkels gemacht hat, ist er so fürchtbar, daß nach einstimmiger Ansicht der ganzen Welt Europa sich in dringender Gefahr befindet, seine Freiheit zu verlieren und unter das Joch einer Universalmonarchie zu geraten.“ Darin lag Wahrheit, aber zunächst der Gedanke an die Bedrohung der englischen Freiheit und Macht und die Unzulänglichkeit der eignen Mittel, diese zu verteidigen, und in der That mußten dann die festländischen Verbündeten mit ihren Waffen das Beste thun. Erinnern wir uns ferner des siebenjährigen Krieges, wo England schließlich den Löwenanteil an der Siegesbeute davon trug, während es nur schwächliches für König Friedrich geleistet hatte, wo wir ihm die französischen Kolonien eroberten, und wo es zuletzt im Begriffe stand, Preußen zu verraten. Auch bei seiner Bekämpfung Napoleons stand ihm sein Vorteil, seine Sicherheit, sein Handelsinteresse und die Erweiterung seines überseeischen Besitzes zweifellos im Vordergrund. War es bisher Frankreich gewesen, gegen welches die englische Politik bei der Schwäche ihrer militärischen Kräfte Bundesgenossen, die ihre Kriege führen sollten, zu werben bemüht war, so begann sie in den letzten Jahrzehnten ihre Augen auf Rußland zu richten, das ihr am Bosphorus und an der Grenze Indiens gefährlicher geworden war, und sich auf dem Kontinente Beistand gegen diesen Nebenbuhler oder Ablenkung der Bestrebungen desselben von seiner Interessensphäre zu suchen, wobei ihre Blicke auch auf die mitteleuropäischen Mächte fielen, obwohl unter diesen Preußen sowie das übrige Deutschland gar kein oder doch nur ein sehr geringes Interesse an der Entscheidung der betreffenden Fragen hatten. Zunächst sollten wir uns während des Krimkrieges ganz gegen unser Bedürfnis, welches uns empfahl, soweit irgend möglich, gute Nachbarschaft mit den Russen zu pflegen, im Anschluß an die Westmächte dem Kaiser Nikolaus entgegenstellen. War es schon nicht weise, daß Frankreich sich von England gegen den Kaiser mehr benutzen ließ, als England dabei ihm diente, so wäre ein Eingehen auf dieses Verlangen von seiten Preußens offenbar Thorheit gewesen. Es grenzte an Rußland und hätte somit ein Wagnis übernommen, für das es nichts zu erwarten hatte, als den Haß einer Macht, die sich nach dem Frieden mit Frankreich verständigen konnte, um an uns Vergeltung zu üben. Dennoch wurde das Verlangen englischerseits gestellt und dringend befürwortet — auch von einem deutschen Diplomaten —, weil angeblich die Freiheit Europas durch das Wachsen der russischen Macht gefährdet war, die Freiheit Europas, die in englischem Munde allezeit die möglichst weite Ausdehnung des Einflusses Großbritanniens, die

möglichst kräftige Wahrung seiner Interessen und niemals etwas anderes bedeutet. Später, 1863, wollte England die polnische Revolution als Schwächung Rußlands von uns begünstigt sehen, wobei wir einen Freund für die Zukunft verloren und uns in den Polen einen sichern Feind geschaffen hätten. Hatte Bismarck bei diesen beiden Gelegenheiten, bei der erstern privatim, als Vertrauensmann Friedrich Wilhelms IV., bei der spätern als Minister, für die Ablehnung der englischen Zumutungen gesorgt, so fand sich bald eine dritte, bei der es sich nicht mehr bloß um Preußen, sondern um das deutsche Reich handelte, das nun gleichfalls in den Dienst für die britische Politik gestellt werden sollte. Wir sprechen darüber etwas ausführlicher, da hier schon die eigentümliche Weise hervortritt, in welcher die oben charakterisirte englische Beeinflussung in den letzten Jahren betrieben wurde. Bereits 1870 hatte verlautet, daß hochstehende englische Damen — man nannte als erste und vornehmste die Königin Viktoria — sich gegen die Beschließung von Paris ins Mittel gelegt und Aufschub erwirkt hätten. Das Folgende aber ist mehr als bloßes Gerücht. Kurz vor dem Ausbruche des letzten russisch-türkischen Krieges richtete die Königin von England einen Brief an den deutschen Reichskanzler, in welchem sie ihn zum Einspruch gegen die Absicht Rußlands, die Pforte anzugreifen, aufforderte — wenn wir uns recht erinnern, im Namen der Menschlichkeit. Die Antwort lautete ausweichend. Ein zweites Schreiben Ihrer britischen Majestät, das dringender zu einem derartigen Einschreiten ermahnte, begegnete einer weniger verhüllten Weigerung. Die Königin wendete sich jetzt an den Kaiser Wilhelm, um ihn für den ausbrechenden Krieg verantwortlich zu machen, und bat zugleich eine ihm nahestehende hohe Dame, der die Rolle eines Friedensengels mit dem Olivenkranze gefallen konnte, um ihre Vermittlung. Die Bitte wurde gewährt und erfüllt, aber obwohl der Kaiser bekanntermaßen ein durchaus friedliebender Herr war, blieben Brief und mündliches Zureden der Vermittlerin ohne Erfolg, da die Einsicht des Monarchen seinem vielbewährten obersten Räte Recht geben mußte, der ihm vorstellte, daß jenes Ansuchen, dem russischen Nachbar Ruhe zu empfehlen und nötigenfalls zu gebieten, ohne dazu in unsern Verhältnissen und Bedürfnissen Anlaß zu haben, lediglich aus Gefälligkeit gegen England, damit dieses sich nicht zu sehr für seine kommerziellen und politischen Interessen in der Levante zu erhitzen und in Kosten zu stecken brauchte, mindestens eine recht eigentümliche Zumutung sei, und der ihn überzeugte, daß jenes Verlangen der Königin leicht zum geraden Gegenteile dessen, was damit bezweckt wurde, also zum Kriege führen konnte, und zwar zu einem Kriege zwischen Rußland und dem deutschen Reiche. Gesetzt, so könnte der Kanzler bei dieser Gelegenheit ungefähr gedacht haben, Euer Majestät ließen sich von London aus bestimmen, wir setzten uns in Positur und riefen nach Osten hin: Basta! Rußland aber kehrte sich nicht an das Machtwort und ließe marschiren — was würde geschehen? Entweder

müßten wir zur Erzwingung des Friedens einen gefährlichen Krieg auf uns nehmen, bei dem wir günstigenfalls Geld und Blut für England, nicht für eignen Nutzen opfern würden, oder das deutsche Vasta endigte, ohne Nachdruck mit Thaten in Waffen bleibend, mit einer Demütigung Deutschlands vor den Russen, es wäre ein ohnmächtiges Gebot gewesen, eine Schädigung unsers Ansehens im Schleppdienste einer Nation und einer Regierung, die den Deutschen sehr selten oder nie im Ernste wohlgewollt hat, und die ihnen ihre gegenwärtige Bedeutung in Europa sicherlich nur insofern gönnt, als sie hofft, sie möchten vielleicht doch einmal eine schwache Stunde haben, in der sie sich zur Förderung von Zwecken der Kaufmannspolitik John Bulls bereit finden und ausnutzen lassen könnten.

Wir sind hiermit auf ein Gebiet gelangt, über das eine vor zwei Jahren erschienene kleine Schrift mit dem Titel „Mitregenten und fremde Hände in Deutschland“ dankenswerte Aufschlüsse giebt, welche umso zuverlässiger erscheinen, als wir bestimmt wissen, daß sie aus der Feder eines Fürsten stammen, der aus naheliegenden Gründen als Eingeweihter ersten Ranges zu gelten hat. Im folgenden daher die Quintessenz des hierher gehörigen Teiles seiner Darstellung, wobei wir es für geraten halten, hie und da starke Ausdrücke, die der Herzog gebraucht, abzuschwächen. Wer sie und das Ganze kennen zu lernen wünscht, der wolle die zu Zürich im Verlagsmagazin herausgekommene Broschüre selbst nachlesen. Der Verfasser schildert die Damenpolitik an den verschiedenen Höfen und bemerkt, nachdem er des Mißgeschickes gedacht hat, das die Kaiserin Eugenie dabei erlitten, es habe gelehrt, daß die Damen einzeln sich auf diesem Felde nicht leicht bewähren und deshalb einer Ergänzung durch andre Hände, schwesterlicher oder töchterlicher Unterstützung, einer Familienvergesellschaftung, eines Hinüber- und Herüberwebens bedürfen. Dann fährt er fort: „In dieser günstigen Lage vielfach verschlungener Bundesgenossenschaften befindet sich heute die Königin Viktoria mehr wie je eine Herrscherin, aber wunderbarerweise wird nicht viel Aufhebens von ihrem Einflusse gemacht. Sie übt denselben auch nicht in innern Fragen Englands, desto eifriger und umfangreicher aber in dessen auswärtiger Politik, und der Schauplatz ihrer Wirksamkeit ist vor allem Deutschland.“ Durch eine eigentümliche Verkettung von persönlichen Umständen ist sie bei allen ihren geistigen Gaben in Bezug auf die Stellung, die sie in den deutschen regierenden Familien einzunehmen hätte, in eine Art von Rechtsirrtum verfallen. Durch ihre intimen Beziehungen zu dem koburgischen und dem hannoverschen Hause entwickelte sich bei ihr die Vorstellung oder das Gefühl, daß sie im Grunde auch im Räte der deutschen Mächte Sitz und Stimme habe, wie ja auch ihr Gemahl, Prinz Albert, die deutschen Angelegenheiten keinen Augenblick ohne sein Accompagnement gelassen hatte. Es gewährte ihr vermutlich große Befriedigung, als man ihr den Titel einer Kaiserin von Indien beilegte, aber noch größere empfand sie, wenn sie in Hannover, Hessen-

Darmstadt, Koburg, Gotha und nun vollends in Berlin beachtet wurde und Gehorsam fand. Sie interessirt sich nicht so sehr für die Rabobs ihrer kaiserlichen Länder als für die guten Deutschen, denen sie gar zu gern ein Wohl-
 ergehen nach ihrem eignen Ideal verschaffen möchte. Es war indes nicht ihre Meinung, daß die Nation der Denker berufen wäre, sich vorzugsweise in der großen Politik vernehmlich zu machen, und so war sie denn auch von Anfang an bis heute eine Gegnerin Bismarcks und ertrug es schwer, daß die Deutschen so unmoralisch waren, den Franzosen Straßburg und Metz wegzunehmen. Die Königin von England konnte freilich nicht wie ihre Vorfahren Truppen in Deutschland aufmarschiren lassen, aber was ein fremder Herrscher hier durch Töchter, Enkel, Bettern, durch Spezialgesandte und Agenten männlichen und weiblichen Geschlechts leisten kann, ist alles wenigstens versucht worden. Bisher sorgte in der deutschen Reichshauptstadt Bismarck dafür, daß dieses Bestreben in internationalen Angelegenheiten nicht viel erreichte. Aber anders war es in fürstlichen Privatsachen. Hier machte sich der englische Einfluß weit stärker geltend als einst der russische. Ein Beispiel war die Ehefrage des Großherzogs von Hessen, in welcher dieser Einfluß gegenüber der vollkommen legalen Wieder-
 verheiratung des ehemaligen Schwiegersohns der Königin Viktoria auf juristischem Gebiete eingriff und durch erzwungene Auflösung des neuen Ehebundes mit einer Rechtsbeugung endigte. Als Kaiser Nikolaus einst die Vermählung einer russischen Hofdame mit einem hessischen Prinzen zu hindern versuchte, wollte ihm in ganz Deutschland keine einzige Stimme die Befugnis dazu einräumen. Jetzt schien man die Sache, welche doch unverkennbar auch politischer Natur war, wie selbstverständlich anzusehen. Besaß man aber Bürgschaften, daß dem ersten Akte nicht bald ein zweiter und dritter folgen würde, und durfte man warten, bis die englische Direktive auch in den allgemeinen politischen Fragen maßgebend wurde? Am Willen Englands dazu hat es nicht gefehlt. So lange der Prinz-Gemahl lebte, fand Deutschland in ideellem Sinne einen gewissen Rückhalt am Londoner Hofe, und die englischen Ministerien wurden durch diesen wenigstens von den brutalsten Schritten gegen Deutschland abgehalten. Viel vermochte er aber nicht zu nützen. Eine Veröffentlichung der Akten in der Sache Schleswig-Holsteins würde das deutsche Volk leidenschaftlich gegen England entflammen, und es ist Thatsache, daß alle jetzt hinter uns liegenden Bestrebungen nach einer Zusammenfassung der Deutschen an englischer Eifersucht und Mißgunst die größten Schwierigkeiten gefunden haben. Allmählich begann die Königin an dem ihr anfangs verhaßten Louis Napoleon Gefallen zu finden, und die früher als Abenteurerin zurückgestoßene Eugenie verwandelte sich in ihrer Anschauung in die charmante Schwester von Frankreich. Schon konnte der Kaiser seine erste Karte gegen das legitime Europa in Italien unter lautem Beifall der Engländer auspielen, und die Frage, ob dieser Krieg am Rheine fortgesetzt werden solle, wurde von ihm viel später

bejaht als von der öffentlichen Meinung Englands. Die Vermählung der ältesten Tochter der Königin mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen legte dem bösen Willen der großen Mehrheit des englischen Publikums einige Reserve auf, bis der Prinz von Wales mit einer dänischen Prinzessin verheiratet wurde und damit der Beweis vorlag, daß man sich in seinen Stimmungen gegen das verhasste Deutschland nicht mehr durch Rücksichten auf den Hof beirren zu lassen brauchte. Die angeblichen Sympathien der Königin für Schleswig-Holstein waren Illusionen, und nur arge Naivität in politischen Dingen konnte von einem intimen Freundschaftsverhältnis oder gar von einer uns vorteilhaften Allianz zwischen Großbritannien und Preußen als einer Folge jenes Ehebündnisses träumen. Nicht einmal ein nützlicher Dienst war zu erwarten, als Preußen 1864 mit der Erfüllung seiner Aufgaben begann, und Preußen mußte seinen Weg im vollsten Gegensatze zu dem Mißtrauen und Übelwollen Englands machen. 1866 hatte sich die Königin so weit „in den Irrgarten antipreußischer Manipulationen verloren, daß man ihr nicht mehr die Wahrheit sagen durfte.“ Ein Beweis dafür sind die Briefe ihrer Tochter Alice, die sie selbst herausgegeben hat. Die kluge Prinzessin stand ganz entschieden auf preußischer Seite und beklagte tief die Stellung, die der Großherzog in dem Konflikte gewählt hatte. In den Briefen aber begegnet man dem geraden Gegenteil davon: die gute Tochter durfte der Mutter nicht gestehen, was sie empfand und dachte. Die englische Politik war aber damals nicht etwa für Österreich begeistert. Konnte man Österreich schwächen, seine Stellung in Italien und an der Adria erschüttern, ihm Venedig nehmen, so waren das Ziele, „aufs innigste zu wünschen.“ Nur Preußen sollte dadurch nicht gehoben und gestärkt werden. Es war im Interesse Englands, wenn beide Mächte kleiner wurden, da es so stärker wurde und imstande blieb, die balance of Europe zu halten und nach seinem Willen zu dirigieren. Während des Krieges waren indes diese und ähnliche Gedanken aufs bloße Wünschen beschränkt. Aber schon 1867 sah der Eingeweihte die Damenpolitik sich wieder an den Webstuhl der Zeit setzen, und während hier insgeheim gearbeitet wurde, verriet das englische Volk bei Ausbruch des Krieges von 1870 offen, mit welchem von den beiden Gegnern es sympathisierte, und dieses Gefühl wurde von Thaten begleitet, welche wie Überschreitung der Grenzen der Neutralität aussahen, ja zum guten Teile unter den Begriff fielen, welchen die englische Jurisprudenz mit *fraudulent neutrality* bezeichnet. Man versah die französischen Heere mit Waffen, die französischen Kriegsschiffe mit Kohlen, man ließ durch französische Kreuzer deutsche Kauffahrer in englischen Gewässern aufbringen und zerstören, man erweckte bei den französischen Machthabern Hoffnungen, welche sie in ihrem Widerstande bestärkten. Solche und ähnliche Manöver ließen sich allerdings von den hochstehenden Parteigängerinnen Englands in Deutschland nicht ausführen, der Damenchor in der Tragödie mußte vielmehr die Siegeslieder der Deutschen mitsingen und konnte nur im stillen über das

arme Frankreich und das schöne Paris wehklagen. Napoleon und Eugenie aber wußten, wohin sie gehörten, als sie in die Verbannung gingen und England zum Aufenthalte wählten. Es war das Reich ihrer besten Freundin. Die Salonpolitik aber, die wir kennzeichneten, wurde fortgetrieben, die Vorteile einer Trabantenstellung zu England wurden in immer neuen Formen begreiflich zu machen versucht und namentlich der Wachdienst an Rußlands Thür als Pflicht der Selbsterhaltung nach Möglichkeit empfohlen. Diese Tendenz der englischen Einflüsse wurde durch die letzten Ereignisse in Bulgarien, Konstantinopel und Zentralasien täglich zu stärkerm Werben und Drängen veranlaßt, sie bildet eine große Gefahr für das Wohl und den Frieden Deutschlands, und es ist hohe Zeit, daß die Nation sie kennen lernt und sich ebenso einmütig gegen sie erhebt oder sagen wir ausspricht, wie vor dreißig Jahren gegen die russischen Einflüsse an den deutschen Höfen. Unre Lage verträgt eben kein Zusammengehen mit einer Macht, die uns wenig nutzen könnte, auch wenn sie wollte, und die uns nur dann ein freundliches Gesicht zeigt, wenn sie uns zu benutzen vorhat.

Hiermit ist der Standpunkt angegeben, von dem wir den neuesten Versuch Englands, uns für sein Interesse zu gewinnen und dauernd daran zu fesseln, zu beurteilen haben. Die Verheiratung des Battenbergers mit der Tochter unsers Kaisers ist von dessen Schwiegermutter angeregt worden und wird von dessen Gemahlin lebhaft gewünscht und mit Eifer betrieben. Der Plan war schon bei Lebzeiten Kaiser Wilhelms, schon vor etwa drei Jahren, auf der Tagesordnung, und schon damals machte Fürst Bismarck, als er davon erfuhr, mündlich und schriftlich Vorstellungen dagegen. Diese überzeugten den Kaiser, und er weigerte sich, seine Einwilligung zu erteilen, obwohl man ihm sagte, die Prinzessin liebe den Fürsten. Die Königin Viktoria gefällt sich im Stiften von Ehen wie alle ältern Frauen, der Prinz mag ihr als stattlicher Mann gefallen, und sie mag ihn auch aus dem Grunde zum Gemahl für ihre Enkelin ausersehen haben, weil er ein Bruder des Mannes ihrer Liebblingstochter Beatrice ist. Sie hat aber offenbar vorzüglich politische Zwecke mit der Sache im Auge, eine dauernde Entfremdung zwischen uns und Rußland, und sie hat Eile, sie erblickt Gefahr im Verzuge. Sie war schon im Begriffe, zum Geburtstage der Prinzessin nach Charlottenburg zu kommen, und wäre dies geschehen, so wäre, da sie in Familienangelegenheiten keinen Widerspruch gewohnt ist, die Trauung wohl schon vollzogen. Sie hätte gleichsam den Pastor in der Reisetasche mitgebracht und den Bräutigam im Koffer. Die Kaiserin fühlt sich als ihre Tochter, sie ist bis heute Engländerin in der Fremde geblieben, und es kann zweifelhaft erscheinen, ob sie mehr Wert auf die Würde einer deutschen Kaiserin legt als auf den Titel einer Princess royal of England, jedenfalls ist sie sich bewußt, auch Pflichten gegen ihr Geburtsland zu haben. In ihren Adern fließt Blut der Stuarts und der Welfen, und sie weiß ihre Ansichten und Willensmeinungen mit ebenso viel Geschick als Energie zu verteidigen

und geltend zu machen. Kaiser Friedrich hat das Pflichtgefühl und die Bereitwilligkeit seines Vaters, seine Wünsche dem Staatsbedürfnisse anzupassen und, wo nötig, unterzuordnen geerbt, und er besitzt ein starkes Selbstgefühl, gegründet auf die Erinnerung an seine großen Ahnen und auf seine Würde als Kaiser und König. Aber er ist leidend und starken Gemütsaufregungen, wie sie das Eheprojekt mit sich brachte, deshalb nicht wohl gewachsen. Wenn er ein guter, liebevoller Familienvater ist, der seiner Tochter den Mann nicht versagen möchte, dem sie ihre Neigung zugewandt haben soll — wir betonen das „soll“ —, so erinnert er sich doch ohne Zweifel eines Falles, wo ein Prinz seines Hauses in Wirklichkeit sich in gleicher Lage befand, wie jetzt vielleicht seine Tochter, und in schönem Gehorsam gegen den Vater und den Brauch des Hauses entsagte. Er erinnert sich dessen wohl umso eher, als dieser Prinz, der ein so ruhmwürdiges Beispiel gab, der spätere Kaiser Wilhelm war, der als junger Mann auf die Hand der von ihm heißgeliebten Fürstin Elisabeth Radziwill verzichtete, weil sein Vater gegen die Heirat war. *) Und die Radziwill sind doch etwas ganz anders als die Battenberger und nur darin mit diesen zu vergleichen, daß letztere ungefähr derselben Nation angehören wie erstere. Der Prinz Alexander ist eigentlich ein Pole, und zwar durch seine Mutter, ein Fräulein von Hauke, das später zur Gräfin von Battenberg erhoben wurde, und weder aus altem noch aus angesehenem Geschlechte. Im Gegenteil, ein Oheim von ihm, der Bruder der Gräfin, führte 1863, nachdem er im Kaukasus als russischer Offizier fahnenflüchtig geworden war, während des Aufstandes der Polen die Insurgenten von Krakau und Sandomir gegen die Truppen seines Kriegsherrn. Er lebte darauf als Mitglied des Zentralkomitees eines internationalen Geheimbundes mit revolutionären Zwecken, einer Gesellschaft für Putzche und Barrikadenbau, in Italien und der Schweiz, bis er sich zuletzt den Freischaren anschloß, mit denen Garibaldi 1870 der französischen Republik gegen die Deutschen zu Hilfe zog. Hierbei hatte er das Mißgeschick, in einem Gefechte bei Dijon das Leben einzubüßen. Solche Verwandtschaft mag den Engländern und Engländerinnen nicht anstößig sein, aber in das preussische Königshaus, zum Eidam des deutschen Kaisers schien der aus nichtsouveräner Familie stammende und selbst nie souverän gewesene Prinz, der ehemalige Vasall der Pforte, der Nefte Boffats, des Barsüßigen, des Vorkämpfers der Revolution, des Führers von Garibaldis Rothemden gegen das deutsche Heer sich sehr wenig zu eignen, und die eifrige Teilnahme, welche die deutsche demokratische Presse dem Hospodar des halbbarbarischen Bulgarenvolkes während seines Aufenthaltes in Sofia zuwendete, die weit über Gebühr von ihr gerühmten Heldenthaten desselben im Kriege mit Serbien, die Königskrone, welche England

*) Auch des Kaisers Großvater gab ein solches Beispiel. Friedrich Wilhelm III. liebte nach dem Tode der Königin Luise eine schöne französische Dame und war im Begriff, sich mit ihr zu vermählen, stand aber davon ab, als Gneisenau und Schön, um ihre Meinung befragt, ihm davon abrieten.

Grenzboten II. 1888.

ihm aufzusetzen vorhatte, waren nicht von der Art, daß sie jene Mängel ausgeglichen und ihn in Berlin empfohlen hätten, ganz zu geschweigen, daß eine preußische Prinzessin, die ihn heiratete, in der Zeit der ersten Werbung Gefahr lief, in das Schicksal verwickelt zu werden, das ihn später ereilte. Aber abgesehen von diesen Bedenken, die vor zwei Jahren gegen das englische Projekt sprachen, vergegenwärtigen wir uns einmal die Gefahren, die heraufbeschworen worden wären, wenn der Plan, als er jetzt wieder aufgenommen wurde, die Billigung Kaiser Friedrichs gefunden hätte. Der Battenberger ist, wie die Welt weiß, dem Kaiser Alexander reichlich so verhaßt, wie er der Königin Viktoria persona gratissima ist, er ist dem Zaren vielleicht die verhaßteste Persönlichkeit, welche er kennt, ein Gegenstand seines bittersten Zornes und seiner tiefsten Verachtung — Superlative, zu denen Maßregeln wie der bekannte, unter Fürsten unerhört schroffe Brief und die Streichung des Prinzen aus der Liste der russischen Generale allein schon berechtigen. Und diese Gefühle waren, wenn man billig sein will, keineswegs unverbient. Rußland hatte, was auch seine letzte Absicht gewesen sein mag, Bulgarien befreit und sich dadurch ein Recht erworben, es bei seiner Politik an seiner Seite zu sehen, bei der Verwaltung des Landes vorwiegend Einfluß zu üben, es wenigstens nicht gegen seine Interessen gestalten und Front machen zu lassen. Dieses Recht sollte dadurch wahrgenommen und gesichert werden, daß Rußland dem Fürstentume eine Verfassung, wie sie ihm nützlich erschien, und in Alexander von Battenberg im Einvernehmen mit den Mächten des Berliner Friedens einen Herrscher gab, der als Neffe der damaligen russischen Kaiserin eine Bürgschaft dafür zu sein schien, daß auf russische Bedürfnisse und Wünsche jede irgend mögliche Rücksicht genommen werden würde. Das geschah denn auch in den ersten Jahren. Allmählich aber sah man die Beziehungen des Fürsten zu Rußland sich verändern, sein Verhältnis zu dessen Politik sich lockern und erkälten, und was man nicht sah, war, daß sich in der Stille eine völlige Frontveränderung vollzog, durch welche der Fürst, von der englischen Politik bei seinem Ehrgeize gefaßt, zum Diener der britischen Interessen am Balkan wurde. Der Plan Englands ging dahin, Rußland in der Umbildung des Fürstentums Bulgariens zu einem Ostrumelien einschließenden Staate neben Rumänien ein zweites ernstes Hindernis in den Weg zu stellen und sich in Bulgarien einen Beistand zu sichern, der aus Dankbarkeit für die Vergrößerung und aus eigenem Interesse gewährt werden würde. Rußland schöpfte endlich Verdacht, und die Entfremdung zwischen ihm und Bulgarien nahm zu, Fürst Alexander versuchte zu beschwichtigen, er gab Versprechungen und schöne Worte aller Art, aber insgeheim gingen seine Verhandlungen mit den englischen Agenten fort, und während er noch zuletzt in Franzensbad dem russischen Minister des Auswärtigen die bestimmte Zusicherung erteilte, sich jeder Veränderung in Ostrumelien enthalten zu wollen, wurde von Karamelow mit seinem Vorwissen die Revolution in Philippopol vorbereitet, welche die Vereinigung jener türkischen Provinz mit

Bulgarien herbeiführte. Das wurde in Petersburg mit Recht als Falschheit und Verrat empfunden und nie verziehen. Es kostete dem Fürsten schließlich seinen Thron. Und diesen Intriganten, dieses Organ der englischen Politik, soweit sie sich dem russischen Interesse entgegenstellt, sollte das deutsche Kaiserhaus nach dem Willen der Königin Viktoria in seine Mitte aufnehmen und dauernd unter seinen Gliedern behalten, nachdem es den Bemühungen und der Kunst des Reichskanzlers erst in den letzten Monaten gelungen war, schwer genug gelungen war, den durch andre Manöver erweckten Argwohn des Zaren in Bezug auf die deutsche Politik zu zerstreuen und ein Verhältnis zu Rußland herzustellen, welches so gut und befriedigend war, als es unter den obwaltenden Umständen sein konnte. Ein Werkzeug englischer Intriguen, ein Feind Rußlands, ein von ihm entthronter und dadurch erbitterter Mann, ein Abscheu des Zaren dem Hohenzollernstamme aufgepfropft und, wie es beabsichtigt sein sollte, mit einem hohen preussischen Orden — man weiß nicht wofür, wenn nicht für seine Verdienste um England und seinen Verrat an Rußland — ausgezeichnet und in eine wichtige Stellung im Reichslande versetzt — man muß schließen, weil er sein Geschick in Bulgarien so trefflich bekundet habe —, das war doch kaum denkbar, das nahm sich fast wie ein Schlag ins Gesicht des Kaisers Alexander aus. Dessen Verstimmung über die Insulte würde uns vermutlich nicht sofort den Krieg erklärt haben, aber sein Vertrauen auf die deutsche Ehrlichkeit hätte einen neuen Stoß erlitten durch solche Rücksichtslosigkeit, und die russische Presse hätte sofort wieder zu heizen und zu schüren angefangen. Es war auf alle Fälle ein so ungeheurer Mißgriff und eine so unverantwortliche Gefälligkeit gegen den englischen Einfluß, daß es wohl kaum der Weisheit des Fürsten Bismarck bedurfte, die darauf hinwies. Die Sache scheint denn auch nach den neuesten Andeutungen aus dem Stadium der Vertagung in das der Beseitigung eintreten zu wollen,*) und man wird sich freuen können, wenn sich das bestätigt, und wenn sich auch die Partei dem Interesse Deutschlands und des Weltfriedens unterordnet, der dies ein Opfer ist. Aber England ist zäh und dreist mit seinen Ansprüchen und Zumutungen, sein Einfluß wird fortwirken und über kurz oder lang mit neuen egoistischen Projekten an unsre Regierung herantreten, deren Kern und Ziel vielleicht weniger leicht erkennbar ist, und es ist daher ein Segen, daß dem Kaiser ein Ratgeber zur Seite bleibt, der diesen Einfluß überall, wo er uns Gefahren zutreibt, sofort erkennt und ihm vorzu-

*) Nicht infolge der letzten Besprechung des Reichskanzlers und der Kaiserin im ehemals kronprinzlichen Palais zu Berlin, wo die letztere mit tragischem Pathos erklärt haben sollte, sie „opfern das Glück ihres Kindes auf dem Altare des Vaterlandes,“ während in Wahrheit bei dieser Gelegenheit von der Battenbergerei nicht mit einem Worte, destomehr aber von Geld- und andern Besitzangelegenheiten die Rede war, die der hohen Dame besonders nahe am Herzen zu liegen scheinen, über die schwungvoll zu peroriren unsre hyperloyale Judenpresse aber weniger Ursache hat.

bauen versteht. Wir glauben zu wissen, daß der Monarch, wie hoch auch sein berechtigtes Selbstgefühl ihn trägt, diesen Rat immer wert halten und dankbar annehmen wird, und daß er weit davon entfernt ist, ihn als Anmaßung und ungebührliche Bevormundung aufzufassen, wie das von seiten gewisser Pressorgane in den letzten Tagen wiederholt geschehen oder richtiger geheuchelt worden ist. Diese dreisten und verlogenen „Hofjakobiner,“ die mit dem ihnen bei ihrer Anfeindung des Kanzlers stets geläufigen, ekelerregenden Byzantinertum sich monarchischer geberden als der ärgste Absolutist, möchten den Ratgeber aus seiner Stellung eines Dieners des Staates und seines Oberhauptes zu der eines gedanken- und willenslosen Knechtes des Hofes degradiren, sie machen es ihm zum Vorwurfe, daß er eine eigne Meinung hat, und nennen es Zwang, wenn er ihre Befolgung zur Bedingung seines Verbleibens im Amte macht, während er doch berechtigt und verpflichtet ist, berechtigt seinem Rufe als Staatsmann, verpflichtet seinem Vaterlande, seinem Volke und seinem Kaiser gegenüber, verantwortlich vor der Nation, vor Europa, vor der Geschichte, eine Überzeugung zu haben und geltend zu machen, wo und so weit ers kann. Ein widerwärtiges Schauspiel, diese Demokraten im Loyalitätsfrack!



Die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens in seiner neuesten Gestaltung.



Die Öffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen hat sich in der öffentlichen Meinung zu einem sogenannten Grundrecht ausgestaltet, das von einem freien Volke nicht entbehrt werden könne. Die Ansichten, ob das gerichtliche Verfahren besser geheim oder öffentlich sei, haben sich zu Gunsten der letzterwähnten Anschauung so sehr geklärt, daß es jetzt keiner Regierung oder Partei mehr einfallen würde, einem heimlichen Verfahren das Wort zu reden. Das eine aber muß zugegeben werden, daß die Öffentlichkeit kein die Gestaltung des Verfahrens beeinflussender Grundsatz, sondern nur eine durchaus äußere Einrichtung ist, ohne welche eine sehr gute Prozedur bestehen kann und durch welche eine mangelhafte Prozeßordnung nicht gut wird. Der Grundsatz der Öffentlichkeit ist vielmehr lediglich ein geschichtliches Ergebnis, welches ganz mit Unrecht eine politische Bedeutung erhalten hat. Das Altertum — das römische wie das deutsche — kennt nur ein öffentliches Verfahren, weil die Gerichte Volksgerichte waren, in denen in